

IM STRUDEL DES SCHICKSALS

Eine dem Tode geweihte junge Mama,
ein reizendes Kind, dem das
Waisenhaus droht, eine Gönnerin, die
sich als Psychopathin entpuppt und ein
unheiliger Druide mit sehr
menschlichen Bedürfnissen sind der
Rahmen für dieses dramatische
Gemälde eines berührenden Schicksals
in Cornwall.

Der Emotionen-
Booster aus
Cornwall

1. Kapitel - Good Bye, Germany

„Sie haben Krebs!“

Sandra sitzt auf ihrem zerwühlten Bett neben einem geöffneten schäbigen Lederkoffer. Um sie herum liegen Klamotten. Zwei verwaschene Jeans, mehrere graue T-Shirts, Slips, BHs und Socken. In den Händen hält sie ein gerahmtes Foto von sich als 18-Jährige. Das ist nun 12 Jahre her. Es ist das einzige Bild, das sie von sich besitzt. Aber auch, wenn sie es in den Händen hält, schaut sie es nicht an. Ihr Blick richtet sich geistesabwesend zum Fenster, als sei er in der tristen grauen Atmosphäre da draußen stecken geblieben.

„Sie haben Krebs!“

„Ja, ich habe Krebs“, erwidert sie leise auf die Stimme im Kopf. Seit sie es erfahren hat, hallt sie immer wieder mal auf. Auch mitten in der Nacht, wenn Sandra meint, zu schlafen.

Das triste Grau da draußen macht dem fiktiven Bild einer Arztpraxis Platz. Vor ihr sitzt an einem ungewöhnlich aufgeräumten Schreibtisch mit PC ein Arzt wie aus dem Bilderbuch: Um die 60, die vollen Haare graumeliert, mit Stethoskop um den Hals und zwei Kugelschreibern in der Brusttasche des weißen Kittels. Er sitzt ihr gegenüber und dirigiert mit gepflegten Händen per Maus den Cursor über den Monitor. Langsam und lange. Dann schaut er über den Rand seiner Lesebrille Sandra an, und sein Blick bekommt einen Hauch von Mitgefühl, als er sagt: „Frau Pearson, es tut mir unendlich leid, Ihnen sagen zu müssen, dass sie Bauchspeicheldrüsenkrebs haben.“

Sandra hört sich selbst unfassbar gefasst antworten: „Aha. Und wie lange hab ich noch?“

Der Arzt schaut wieder auf den Monitor, als könnte er dort die Antwort ablesen, und antwortet nach einer gefühlten Ewigkeit: „Maximal sechs Monate.“

„Sechs Monate“, wiederholt Sandra. „Dann kann ich den Winter noch durchleben und dann gehen.“

Nun nimmt wieder das triste Grau da draußen seinen Platz in Sandras Realität ein. Sie wird sich auch wieder des Bildes in ihren Händen gewahr, hebt es ein wenig an und senkt ihren Blick darauf. „Da war noch alles in Ordnung“, flüstert sie. „Wo ist mein Leben nur hingegangen?“ Tränen quellen aus den Augen und rollen die blassen Wangen hinab. Sie legt das Bild in den Koffer und wischt sie mit dem Handrücken weg, während in ihrem Bewusstsein wie aus dem Nichts das bärtige Gesicht eines über sie gebeugten Mannes aufpoppt.

„Mama, du weinst?“

Sandra schreit laut auf und reißt die Hände vors Herz. „O mein Gott, Kleines, was hast du mich erschrocken.“

Das Kind ist ganz verdattert. „Was ist denn mit dir?“ Jessica steht im Türrahmen. Ihre kindliche Hand hält krampfhaft drei Finger der anderen umklammert. Zu dem sorgenvollen Gesichtsausdruck, umrahmt von blondem Engelshaar, sieht das herzerreißend aus. Das Lächeln, das Sandra von ihrer Tochter gewohnt ist, fehlt gänzlich. Sie fingert ein zerknülltes Papiertaschentuch aus der Jeans, schnäuzt sich und tupft sich noch eine Träne ab, bevor sie es wieder einsteckt. Dann klopf sie mit der Hand neben sich aufs Bett und sagt: „Alles gut, meine Kleine. Komm, setz dich.“ Sandra hat Jessicas Schritte nicht gehört. Zu sehr hat der Arztbesuch von letzter Woche wieder von ihr Besitz genommen. Dabei hüpf Jessica doch meistens durch die Wohnung. Sie ist ja auch erst acht.

Jessica lässt sich aufs Bett fallen und schlingt ihre Arme um den Leib der Mutter. Diese zieht das Mädchen an sich und drückt seinen Kopf an ihre Brust. „Bald sind wir bei Oma und Opa“, sagt sie. „Da geht es uns bestimmt besser als hier.“

„Aber ich kenne sie doch gar nicht.“

Sandra versucht, ihre Bedenken zu zerstreuen. „Mach dir keine Sorgen. Die sind ganz lieb und werden dich mögen.“

„Wo liegt denn England?“, fragt Jessica, nun in Englisch. Bisher haben sie sich in Deutsch unterhalten. Jessica berlinert sogar ein wenig. Aber Sandra hat immer darauf geachtet, dass Jessica auch ihre Muttersprache erlernt, damit das Mädchen Englisch kann, sollten sie einmal in die alte Heimat zurückkehren. Und das ist nun der Fall.

Sandra deutet auf das Fenster, das immer noch nichts anderes hergibt als tristes Grau. „Weißt du noch“, fragt sie in Englisch, „wie da abends die Sonne reinscheint, wenn das Wetter schön ist?“

„Jaaa, wenn du mich ins Bett bringst, dann scheint manchmal die Sonne herein.“ Jessicas Stimme nimmt einen schwärmerischen Tonfall an, den Sandra nur zu gerne wahrnimmt. Offenbar hat sie schon wieder vergessen, dass ihre Mom geweint hat.

Sandra drückt das Mädchen noch fester an sich. „Und manchmal scheint sie auch noch, wenn ich etwas später zu dir ins Bett komme. Dann schläfst du schon und schnarchst leise.“

Jessica erbst sich. „Tu ich nicht. Ich schnarche nicht.“

„Ein bisschen.“

„Gar nicht.“

„Nur manchmal, und nur ein bisschen.“ Als Jessica sich von ihr löst und sie verschämt anschaut, muss Sandra lachen.

Nun lacht auch Jessica und schmiegt sich wieder an ihre Mama. Sie ist froh darüber, dass es nur ein Witz war. Es würde ihr leidtun, die Mama beim Schlafen zu stören. Dazu liebt sie sie zu sehr.

„Nein, du schnarchst nicht“, bestätigt Sandra dann auch. „Und da, wo die Sonne am Abend steht, da ungefähr ist England“, erklärt sie.

Jessica gönnt sich einen tiefen Atemzug, bevor sie fragt: „Ist es schön da?“

Sandra nickt eifrig. „England ist umgeben von Meer, mein Schatz. Es ist eine riesige Insel. Da gibt es große Städte, wie zum Beispiel London, und es gibt ganz-ganz kleine Dörfer, wie Combe Manor, wo Oma und Opa leben. Aber da ist auch eine große schöne Stadt in der Nähe. Das ist Bristol. Und die Dörfer sind mit engen Straßen verbunden, die sich durch wunderschöne Landschaften schlängeln. Combe Manor ist das schönste Dorf der Welt. Dort sieht es noch genauso aus wie vor ganz-ganz-ganz-ganz langer Zeit.“ Bei jedem ‚ganz‘ sticht Sandra sie mit dem Zeigefinger auf die kurzen Rippen, eine Stelle, wo Jessica besonders kitzelig ist. Sie möchte sich aufbäumen vor Lachen, aber Sandra hat sie fest im Arm, und so lacht das Mädchen hell und schrill.

Als es sich erholt hat, bittet es: „Mach’s noch mal, Mom.“

Sandra lächelt, streckt langsam den Zeigefinger aus, zieht den Start qualvoll in die Länge, während Jessica bereits vor gierigem Verlangen kichert und sich krümmt. Dann endlich kommt die Erlösung: „Da sieht es aus wie vor ganz-ganz-ganz-ganz langer Zeit.“

Wieder bäumt Jessica sich unter dem Piksen mit dem Finger auf und ist dabei so gut gelaunt, wie lange nicht mehr.

Sandra lacht herzlich mit. Als die beiden sich erholt haben, fährt sie weiter fort: „Da stehen lauter alte Häuser, eine wuchtige alte Kirche mit

Friedhof, und es darf dort nichts verändert werden, damit alles so bleibt, wie es ist.“

Jessica legt einen schwärmerischen Blick auf. „Wie schön.“

„Und weißt du was?“ Sandra hebt die Augenbrauen.

Jessica weiß, wenn Mom so schaut, dann macht sie es spannend. „Nein, was denn? Komm, sag schon.“

„Och, ich sag's doch nicht. Vielleicht später.“

„Nein, jetzt, Mom. Bitte.“

„Na gut. Aber nur, weil du mein lieber Schatz bist. England ist sehr mystisch!“

„Was bedeutet mystisch?“, will Jessica wissen.

„Das bedeutet ein bisschen so viel wie märchenhaft.“

„Und was gibt es da aus dem Märchen?“, bohrt sie weiter.

Sandra schmunzelt. „Feen, Elfen, Einhörner, Zwerge, Drachen...“

Jessica klatscht in die Hände und hüpfte auf dem Bett herum. „Wow wie schön. Werden wir die dort auch sehen?“

„Vielleicht?“

„O jaaa.“ Jessica strahlt über das ganze Gesicht.

„Dann freust du dich, dass wir zu Oma und Opa fahren?“

„Ja, ich freue mich.“

Sandra fällt ein Stein vom Herzen. „Dann lass mich jetzt weiter packen, ja?“

Jessica springt vom Bett auf. „Ja“, ruft sie aus. „Ich decke schon mal den Tisch. Ich habe Hunger.“

„In Ordnung“, sagt Sandra, und während sie sich den Klamotten auf dem Bett widmet, hört sie Jessica fragen: „Warum fahren wir denn eigentlich nach England?“

Die rege Unterhaltung mit dem Mädchen hatte Sandra von ihrer Krankheit abgelenkt, ja, sie hatte sie für ein paar Minuten vollkommen vergessen. Doch nun kracht sie wieder mit voller Wucht in ihr Gedächtnis wie eine Kanonenkugel in eine Kiste. Wie aus dem Nichts treten Magenschmerzen auf. Sandra legt sich ihre zitternden Hände auf den oberen Bauch. Jeder Atemzug, der etwas mehr ist als ein flaches Pumpen, drangsaliert den Magen, als lägen Steine drauf. Sie krümmt sich und liegt wie ein Häufchen Elend auf dem Bett, als Jessica wieder ins Zimmer stürmt.

„Mom! Mama“, ruft sie. „Was ist los? Was ist mit dir? Es ist nicht alles gut. Sag, was ist mit dir?“ Sie beginnt zu weinen. Ihre Lippen zittern. Hilflos steht das Kind im Raum und blickt auf seine Mutter.

Sandra versucht, sich hochzudrücken, schafft es aber nicht. Zu groß ist der Schmerz im mittleren Oberbauch. Sie würde gerne antworten. Stattdessen kann sie nur die Hand heben. Sie tastet nach Jessica und erreicht ihre Wange nur, weil das Kind sich vorbeugt. Plötzlich verspürt sie den Drang, zur Toilette zu eilen. Mit letzter Kraft rafft sie sich auf, verlässt das Bett und stolpert ins Bad, wo sie den Klodeckel hochreißt und sich unter dramatischen Geräuschen übergibt. Immer wieder kommt galliger Magensaft hoch.

Jessica eilt hinzu, kniet sich neben Sandra und legt ihr eine Hand auf den Rücken. „Mama, was muss ich tun?“, fleht sie. „Ich hab solche Angst um dich.“

Sandra reagiert nicht. Zu sehr plagen sie die bitteren Schübe aus dem Körperinneren.

Jessica weint ärger als zuvor. „Ich rufe einen Arzt“, stammelt sie. Planlos läuft sie durch die kleine Wohnung. In der Küche findet sie ihr Handy. Sie ergreift es, erinnert sich aber im gleichen Augenblick, dass sie kein

Guthaben mehr hat. Sie sucht Sandras Handy. Als sie es auf dem Nachttisch entdeckt und an sich nimmt, ertönt ein Glockenton. Auf dem Display steht zu lesen: ‚Ladegerät anschließen‘. Sie läuft kreuz und quer durch die Wohnung, sucht das Ladegerät, während sie weiterhin das Leiden ihrer Mama aus dem Bad wahrnimmt. Sie stürzt zurück in die Küche, findet nichts, ins kleine Wohnzimmer, durchwühlt jede Schublade – nichts. Zurück ins Schlafzimmer. Da, die Handtasche auf dem Bett. Jessica reißt sie auf. Ein schwarzes Kabel mit Stecker dran bietet sich ihr an. Sie fingert es heraus – Gott sei Dank: Das Ladegerät. Sie und Mom haben nur dieses eine gemeinsame, so, wie sie sich auch diese Wohnung und das Bett teilen. Hastig fingert sie das Kabel in den schmalen Slot an der Seite des Handys, doch bevor sie den Stecker in eine Steckdose stecken kann, erlischt es. Derweil werden Sandras Würggeräusche intensiver. Es scheint, dass ihre Innereien mit hochkommen, und zwischen zwei Schüben hört es sich an, als ob sie laut weint. Derweil presst Jessica ihren Daumen auf den Schaltknopf. Es dauert lange. Endlos lange. Das Handy reagiert: ‚Geben Sie ihre PIN ein – noch 3 Versuch(e)‘. Die PIN! Jessica eilt ins Bad, wo ihre Mutter schlaff und kraftlos vor der Toilette kniet. „Mom, deine PIN“, schluchzt Jessica.

Sandra ereilt ein Würgereflex nach dem andern, der sich mit krampfhaftem Husten abwechselt.

Jessica erkennt, dass sie keine Antwort erhalten wird und stürzt wieder zurück ans Handy. Sie versucht Moms Geburtstag und erhält die Meldung: Sie haben noch 2 Versuch(e). Ihr eigener Geburtstag – noch 1 Versuch(e). „Was mach ich nur?“ Sie weint bitterlich. „Lieber Schutzengel, bitte hilf mir. Wie lautet Mamas PIN? Bitte, ich muss den Arzt rufen!“ Sie schaut auf das Handy, als erwarte sie dort die Antwort. Es ist kein Smartphone und schon gar nicht ein iPhone. Es ist ein 0815-Klotz. So hat Sandra es

einmal genannt. Das ist es! Mama ist so kreativ, dass sie 0815 als PIN genommen haben könnte. Aber was, wenn sie nicht stimmt? Jessica kennt sich nicht so gut aus mit Handys. Ob das Teil kaputt ist, wenn man dreimal eine falsche Nummer eingibt?

Im Bad ist es gerade still. Vielleicht geht es Mom ja besser? Vielleicht braucht sie keinen Arzt? Doch gerade, als Jessica das Handy ablegt und nach ihr schauen will, hört sie ihre Mutter erbärmlich weinen. Sie schnappt sich das Handy und tippt mit zitterigen Fingern 0-8-1-5 ein. Als sie den Daumen auf den OK-Knopf legt, pocht ihr kleines Herz zum Zerbersten. Wie von einer fremden Macht gesteuert, drückt sie den Knopf...

Das Display zeigt eine von einem blechern klingenden Sound begleitete Grafik. Das Handy ist wahrhaftig wieder zum Leben erwacht. Hastig blättert sie das Adressbuch durch. Bei Dr. Schröder erlebt sie einen Freudentaumel. Sie wählt diesen Eintrag aus und drückt auf den grünen Hörer. Doch anstatt einer Verbindung, bekommt sie die Nachricht: Kein Netz!

Jessica schreit verzweifelt auf, als Sandra in der Tür erscheint. Kraftlos lehnt sie am Türrahmen. Ihr Kopf ist rot und aufgedunsen, die langen blonden Haare sind strähnig und verklebt, und sie reibt sich die verquollenen Augen. „Was machst du da, meine Kleine?“, fragt sie.

„Ich will einen Arzt anrufen“, antwortet Jessica. „Aber wir haben kein Netz.“

Sandra drückt sich ein Taschentuch vor den Mund und begegnet damit ihrem nun unkontrollierbaren Speichelfluss. Sie tupft sich den Mund trocken und sagt: „Ich weiß. Sie haben das Handy gesperrt, weil ich die Rechnungen nicht mehr bezahlen konnte. Aber morgen fliegen wir ja nach England. Dann brauchen wir das Handy nicht mehr.“

„Aber der Flug kostet doch auch Geld“, antwortet Jessica. „Wie sollen wir den denn bezahlen, wenn wir keines haben?“

Sandra schlurft zum Küchentisch und sinkt auf einen Stuhl nieder. Das Gesicht in die Hände gestützt, murmelt sie: „Unsere Vermieter waren so lieb und haben uns die letzte Miete geschenkt, damit wir nach Hause fliegen können.“

Das ist natürlich eine sehr freie Umschreibung der Tatsachen. Ja, die Vermieter haben ihr die letzte Miete erlassen, mit den Worten: „Die brauchst du nicht mehr zu bezahlen. Verpissst euch einfach und kommt nicht wieder.“ Nicht, dass Sandra nicht hatte bezahlen wollen, nein, sie konnte es nicht, und so war sie in letzter Zeit immer wieder in Rückstand geraten. Als ihre Schmerzen anfangen, wurde das Geld immer knapper. Hatte sie vorher noch in einer Kneipe gejobbt, um sich und Jessica über Wasser halten zu können, so war ihr das immer seltener möglich, sodass sie am Ende fast gar keine Einkünfte mehr erzielte. Zwar könnte sie eine kleine Unterstützung vom Amt erreichen, aber die Bearbeitung des Antrags dauert immer noch an. Bisher kann sie keinen Geldeingang auf dem Konto verzeichnen. Sandra schaut Jessica aus rotgeränderten, wässrigen Augen an. „Wenn wir in England sind, wird alles besser, mein Schatz.“

Jessica stellt sich neben ihre Mutter und streichelt ihr den Rücken. „Ja, in England wird alles besser. Wann geht denn unser Flug?“

„Morgen Nachmittag. Eine Bekannte holt uns um 12 Uhr ab und bringt uns zum Flughafen. Und dann: Good bye, Germany.“ Sandra bringt ein schwaches Lächeln zustande, und Jessica reibt ihr den Rücken etwas schneller. „Geht es dir wieder besser?“, fragt sie.

„Ja, danke. Ich muss mir irgendwie den Magen verdorben haben. Mach dir keine Sorgen, versprochen?“

„Versprochen“, antwortet Jessica. Doch hinter ihrem Rücken kreuzt sie zwei Finger.

2. Kapitel – Hello England

Durch eine große, helle, recht leere Halle wird ein Gepäckwagen geschoben, auf dem ein abgenutzter Koffer sich in Gesellschaft von drei Plastiktüten und einer in die Jahre gekommenen Handtasche befindet. Das Bild, das die beiden Damen damit abgeben, lässt absolut nicht vermuten, dass sie gerade einen One-Way-Flug absolviert und nicht die Absicht haben, wieder dorthin zurückzukehren, wo sie hergekommen sind. Das ratternde Gepäckband haben sie bereits hinter sich gelassen. Eine schallende Stimme ruft zu zwei Flügen auf, für die die Gates nun geöffnet sind. Hoch über den Eingängen, die in die weite Welt führen, zeigen Tafeln die Ankünfte und Abflüge an. Auf der Abflugtafel findet Sandra einen Flug nach Berlin. Er würde in einer Stunde starten. Ein wohliger Seufzer entfährt ihr bei dem Gedanken, dass sie dieses Gate wohl nie mehr benutzen wird. England hat sie wieder – für immer, wenn vielleicht auch nicht für lange.

Die Gepäckstücke befinden sich erst seit ein paar Minuten auf dem Trolley. Ihn durch die Ankunftshalle des Bristoler Airports zu schieben, hat Jessica sich zur Aufgabe gemacht. Sie hat richtig Spaß daran, bringt den Wagen in Fahrt und hängt sich über die Griffstange, sodass sie mit dem

Gepäck mühelos schneller ist, als ihre Mutter, die, obwohl nur mit einer Umhängetasche beschwert, kaum folgen kann. Zu sehr hängt ihr noch der gestrige Anfall in den Knochen. Sie ist heilfroh, wenigstens auf dem Flug vor Attacken verschont geblieben zu sein, für die sie immerhin allen Grund gehabt hätte, saß doch dieser krausbärtige Mann in ihrer Nähe. Er hat horrende Erinnerungen in ihr geweckt und schlimme Ängste geschürt. Er sah ihrem Peiniger nicht nur ähnlich, er war es wirklich, da ist Sandra sich sicher. Beim Aussteigen ist er jedoch ihren umsichtigen Blicken entglitten.

Was will der verdammte Kerl hier in England? Seine vermasselte Tötungsabsicht von vor zehn Jahren endlich zum Abschluss bringen? Unwillkürlich reibt sie sich die Stelle am Bauch, in die damals sein Stilet mehrmals eingetaucht war. Er und seine Kumpels hatten ihr auch den Geldbeutel abgenommen, in dem nicht mehr als 20 Euro drin gewesen waren und sie blutend auf dem schmutzigen Berliner Pflaster zurückgelassen. Sie hatte nie viel Geld besessen, und aktuell ist sie blanker, als jemals zuvor.

Was für ein Glück, dass der Flug wahnwitzig billig gewesen war, so billig, dass Sandra sich nun sogar ein Taxi nach Combe Manor leisten kann. Die Bekannte hatte ihr den Flug über ein Vergleichsportal gebucht. Er war so günstig, dass Sandra sich allen Ernstes fragte, wie da noch jemand was dran verdienen konnte, nach Abzug von Gebühren, Treibstoff- und Personalkosten. Aber natürlich war es ihr recht, fast umsonst – selbst für ihre finanziellen Verhältnisse - in die alte Heimat zurückgefunden zu haben.

Obwohl Sandra sich nicht als Spirituelle bezeichnen würde, liebt sie den Gedanken, das Schicksal habe sie zurück nach England gebracht. Fast ist sie geneigt zu denken: ‚Für ein besseres und glücklicheres Leben‘. Doch

dann sieht sie ihre Tochter mit dem Gepäckwagen davoneilen, spürt ihre Schwäche und erinnert sich an ihre Krankheit. Wie eine schlechte Nachricht aus einem versiegelten Umschlag taucht sie plötzlich auf und drosselt ihre Atemluft. „Nicht so schnell“, ruft sie Jessica hinterher, die sich immer weiter von ihrer Mutter entfernt und das gar nicht merkt. Erst jetzt, da Mama sie ruft, bremst sie den Trolley ab, schaut sich um und ist erstaunt, wie weit sie noch zurückliegt. Sie hebt die Hand, so hoch sie kann und winkt ihr zu.

Aber Sandra winkt nicht zurück. Es ist ihr deutlich anzusehen, wie schwer ihr das Laufen fällt, das eigentlich gar kein Laufen ist. Es ist ein Sich-dahinschleppen. Waren ihre langen blonden Haare im Flugzeug noch ordentlich und sogar ein wenig glänzend, so wirken sie nun mit einem Mal fahl und zerzaust, als hätte sie jemand mit einem bösen Zauber belegt. Jetzt, wo Jessica auf sie wartet, verlegt Sandra sich aufs Gehen. Sie möchte sich erholen und zu Atem kommen, damit das Mädchen nicht ihre Schwäche bemerkt, aber es gelingt ihr nicht. Sie fühlt sich, als hätte sie einen Sprint hinter sich gebracht, um einem bissigen Hund zu entkommen. Sandra hat keine andere Wahl, als eine Bank anzusteuern, die nur ein paar Meter von ihr entfernt ist und darauf zu warten scheint, ihr Gewicht aufzunehmen. Dort angekommen, stützt sie sich an der Rückenlehne ab, hält sich die Hand vor die Brust, beginnt zu keuchen und sinkt kraftlos auf die Sitzgelegenheit. Ein Hustenanfall schüttelt sie plötzlich, der, gefolgt von einem Würgen, schnell ihren Hals brennen lässt, als habe sie pure Essigessenz getrunken. ‚Nur nicht übergeben‘, schießt es ihr durch den Kopf. Ihre Augen füllen sich mit Wasser und hindern sie daran, etwas zu sehen. Aber spüren kann sie noch. Eine Hand, die sich auf ihre Schulter legt - und hören kann sie, eine Stimme, die „Mama“ sagt. Wie blind, durchwühlt sie ihre Umhängetasche, in der Hoffnung, ein

Papiertaschentuch zu ertasten. Und ja, da ist eines. Sie zupft es aus dem Päckchen heraus und wischt sich die Augen frei. Schuldbewusst schaut sie Jessica an. Wie lange kann sie ihr Lügengerüst noch aufrechterhalten, ohne, dass es zusammenbricht und Jessica mit ihr mitleidet? Das Kind ist aufgeweckt und von schneller Auffassungsgabe. Gestern war es der verdorbene Magen, der zur Erklärung herhalten musste, in den drei Tagen davor eine angeblich heranrollende Grippe. Und heute? Soll sie den Anfall auf den Flug schieben? Sie schaut in Jessicas Augen und erkennt darin Offenheit. Nicht für eine weitere Lüge, sondern für die Wahrheit. „Jessi-Schatz, ich...“

In ihrer kindlichen Weisheit unterbricht sie ihre Mom. „Lass uns ein Taxi finden, damit wir schnell zu Oma und Opa kommen und du dich erholen kannst“, sagt sie.

Sandra nickt dankbar.

Diesmal rast Jessica nicht mit dem Trolley davon. Sie bleibt neben ihrer Mutter und hält Ausschau nach einem Zeichen, das ihnen den Weg zu den Taxen zeigt. Enthusiastisch deutet sie darauf. „Da, Mom, schau. Da geht’s zu den Taxis.“

Sandras Anfall ist noch immer nicht vorüber. Sie hält sich das Taschentuch vor den Mund, als könne sie damit das Würgen aufhalten. Das Gesicht ist rot und aufgedunsen, und im Magen scheint wieder dieser Stein zu liegen. Die durch die wässrigen Augen verschwommene Wirklichkeit gibt nur spärlich einen Eindruck von der Umgebung wieder, aber als sie sich erneut die Augen freimacht, erkennt auch Sandra das Zeichen, dem sie folgen müssen.

Als sie endlich in der Droschke sitzen – Sandra hätte sich ein original englisches Taxi gewünscht, doch leider hält das Universum nur eine beige

0815-Karosserie für sie bereit – geht es ihr mit einem Schlag wieder gut. Sie freut sich einfach riesig auf Combe Manor. Ihr plötzliches Wohlfühl reduziert die Reaktion des Fahrers auf ihre angeschlagene Erscheinung auf ein Stirnrunzeln. Sandra, die mit Jessica im Fond des Wagens sitzt, bekommt das nicht mit.

Der Fahrer schaut in den Rückspiegel. „Soll ich die Autobahn nehmen? Das ist zwar drei Meilen weiter, als über die Landstraße, aber zehn Minuten schneller.“

„Mom, der Mann sitzt ja auf der falschen Seite“, flüstert Jessica.

Sandra legt einen Finger auf die Lippen und macht „Pscht“, bevor sie fragt: „Was ist günstiger?“

„Wir können einen Festpreis vereinbaren. Sagen wir: 50 Pfund?“

Sandra hat mit mehr gerechnet. Und so ist sie sehr zufrieden mit dem Angebot, das der freundliche Fahrer ihr macht. Sie wählen die Landstraße, damit sie sich schon während der Fahrt wunderbar auf ihr Zuhause einstellen können und genießen das Wetter, das hier um so viel besser ist, als es in Berlin war. So viel besser, dass Jessica fragt: „Gibt es in England keinen Winter?“

Die Fahrt geht über für Berliner Verhältnisse schmale, teilweise von Hecken gesäumte Straßen. Schon, als sie den Airport verlassen, macht Jessica ihre Mutter auf einen Missstand aufmerksam, den diese wohl noch gar nicht bemerkt hat: „Mama, wir fahren auf der falschen Seite. Was, wenn uns einer entgegen kommt?“

Sandra lächelt. „Das ist so hier in England“, erklärt sie. „Deshalb sitzt der Mann ja auch rechts. In England herrscht Linksverkehr. Hier ist alles ein bisschen anders, als in Deutschland.“

Jessica ist begeistert. „Ich find's cool“, sagt sie. „Linksverkehr ist viel schöner, als anders herum.“

Nach einer entspannten einstündigen Fahrt erreicht das Taxi Combe Manor. Der Fahrer ist im Begriff, in den Ort hineinzufahren, aber Sandra möchte bereits am Ortsrand aussteigen.

„Und Ihr Gepäck?“, gibt der Fahrer zu bedenken.

Sandra und Jessica antworten nicht. Sie öffnen ihre Türen und verlassen das Auto.

Der Fahrer hebt die Schultern, bevor auch er seine Tür öffnet und es ihnen gleichtut. Er gräbt die Taschen aus dem Kofferraum und stellt alles auf die Straße. Derweil stemmt Sandra ihre Hände in den Rücken und streckt sich genüsslich, während Jessica ausgelassen umherhüpft. „Hier ist es schön“, entfährt es ihr.

Sandra kramt eine abgenutzte Geldbörse aus ihrer Umhängetasche und wählt einen von zwei 50-Pfund-Noten aus, die sie herauszieht und dem Fahrer übergibt. „Danke“, sagt sie.

Der Fahrer verbeugt sich ein wenig. „Madam!“

Sandra ist sich nicht so ganz klar darüber, ob er sie gerade hofiert oder verarscht. Sicherheitshalber schenkt sie ihm ein Lächeln, woraufhin der Mann wieder sein Taxi besteigt, auf der engen Straße gekonnt wendet und davonfährt.

Jessica rennt auf ihre Mom zu und schlingt ihr die Arme um die Taille.

Sandra streichelt ihren Kopf. Sie fühlt sich unsagbar wohl. Nach einer Weile löst sie behutsam die Arme des Mädchens, das sie offenbar gar nicht mehr loslassen möchte, und sagt: „Komm!“ Sie beladen sich mit Koffer, Taschen und Tüten wie zwei Packesel und machen sich an einem kleinen, idyllischen Bach entlang auf den Weg zur Dorfmitte. Schon nach

wenigen Hundert Metern erreichen sie eine steinerne Brücke, die geradewegs in den Ort hineinmündet. Sandra lässt ihr Gepäck fallen und stemmt sich schwerfällig und unter Aufbieten aller Kräfte auf die Brückenmauer hoch, um sich für ein paar Momente zu setzen. Der Stein ist kälter, als der Sonnenschein vermuten lässt. Immerhin ist es Winter.

Winter!!!

Im November, das war vor drei Monaten, da hatte sie dem Arzt gesagt: ‚Sechs Monate. Dann kann ich den Winter noch durchleben und dann gehen.‘ Nun hat sie die Hälfte bereits rum. Es ist Februar, und wenn der Arzt recht behielte, wäre im Mai ihre Beerdigung. Spätestens! Angesichts dieser Idylle kommt ihr das nun echt wahnwitzig vor. In diesem wunderbaren Moment fühlt sie sich überhaupt nicht so, als müsse sie sterben. Sie blickt zu Jessica, ihrer geliebten Tochter, und schaut ihr zu, wie sie, über die Brückenmauer gebeugt, Kieselsteine in den Bach wirft. ‚Was wird dann wohl aus ihr?‘ Sandra möchte weinen, aber dann verdrängt sie den Gedanken an das nahende Ende wieder und lenkt ihre Wahrnehmung auf diese wunderschöne Umgebung, die sie sehr vermisst hat. Es war ihr gar nicht so bewusst gewesen in all den Jahren in Berlin. Die Sehnsucht tritt erst jetzt heftig zutage, da sie sie gar nicht mehr braucht, weil sie ja wieder zuhause ist.

„Mama, schau mal, ich kann Steine in den Wellenkreis vom anderen Stein werfen!“

Sandra gleitet von der Mauer runter und stützt sich neben Jessica auf die niedrige Brüstung. Sie schaut in das stille Wasser, das gerade mal eine Handbreit tief ist, und schon stürzt ein Kiesel hinab und bildet einen Wellenkreis. Gleich darauf folgt der zweite. „Jaaa!“ Jessica hat getroffen. „Gut gemacht, meine Kleine“, sagt Sandra.

Jessica wirft noch einen weiteren Stein hinterher, aber Sandra sieht es nicht mehr. Ganz plötzlich ist es dunkel geworden. Sie tastet nach dem Grund, die ihr die Sicht nimmt, als sie eine Stimme hört, die zu ein paar wohligh warmen Händen gehört: „Erst raten, wer hier ist.“

Der erste Name, der Sandra einfällt, ist: „Gwynn?“

Die Dunkelheit macht dem Sonnenlicht Platz. „Ja, natürlich Gwynn, deine beste Freundin aus alten Tagen. Wer denn sonst?“

Sandra wirbelt herum und blickt in ein Gesicht, das sich in den letzten zehn Jahren kaum verändert hat. Es ist immer noch umrahmt von langen, dunkelbraunen Locken, die so wunderbar zu den braunen Augen passen, und auch die Haut ist noch genauso makellos und beneidenswert wie damals, als Sandra zur gleichen Zeit unter grässlicher Akne litt. „Gwynn!“ Sie fällt der Frau um den Hals. „Wieso bist du hier? Wohnst du nicht in Bristol?“

„Das war einmal. Mensch, Sandra, so lange nicht gesehen, und trotzdem noch erkannt. Ich hab dich von meiner Wohnung aus beobachtet.“ Sie deutet auf ein Haus auf der anderen Seite des Bachs. „Ich schaue so durchs Fenster und denke: ‚Das gibt’s doch nicht. Die sieht ja aus wie Sandra.‘ Und stell dir vor: Als ich die Kleine dabei beobachtete, wie sie Steine ins Wasser wirft, da war ich mir sicher, dass du es wirklich bist. Sie sieht genauso aus wie du früher. Deine Tochter, nicht wahr?“

„Ja.“ Sandra winkt das Mädchen herbei. „Komm mal her, Jessica. Das ist Gwynneth, meine beste Freundin. Wir kennen uns schon seit ganz-ganz-ganz-ganz vielen Jahren.“

Jessica reicht Gwynn kichernd die Hand und macht einen Knicks.

„Wie wohlerzogen“, sagt Gwynn. „Respekt. Aber kommt doch mit zu mir, da ist es gemütlicher, als hier auf der Brücke.“

„Mama, ich hab Hunger“, wirft Jessi ein.

„Wir wollen zu meinen Großeltern“, antwortet Sandra auf Gwynns Vorschlag. „Aber lass uns doch heute Nachmittag zusammenkommen.“

„Da muss ich arbeiten“, sagt Gwynn. „Nun los, kommt schon. Ich hab auch was ganz Feines zu Essen da.“

Sandra blickt Jessica an, die vor der Brückenmauer steht und zwischen ihr und Gwynn hin- und herschaut. „Was meinst du, Kleines, gehen wir kurz mit?“

Als Jessica sich unschlüssig zeigt, schiebt Gwynn nach: „Ich hab auch einen Sohn, der ist ungefähr so alt wie du. Der freut sich sicher, wenn du uns besuchst.“

Jessica richtet ihren Blick auf Gwynns Haus und erkennt das Gesicht eines offenbar netten Jungen am Fenster. Sie nickt, und noch bevor sie eine Antwort artikulieren kann, klatscht Gwynn in die Hände und ruft: „Prima!“

Wenig später sitzen sie zu viert an einem altertümlichen Tisch aus dunklem Holz, der genau an jenem Fenster steht, aus dem der Junge geschaut hat. Jessica hockt auf einem herrlich weich gepolsterten Stuhl direkt an diesem Sprossenfenster mit Blick auf den Bach, dem Jungen gegenüber, der zwar George heißt, von Gwynn aber nur „Boy“ genannt wird. Neben ihr sitzt Sandra.

Boy sieht lustig aus, findet Jessica, mit wilden braunen Locken, die ihm in die Stirn fallen und sogar die Ohren bedecken. Mit seinen großen dunklen Augen erinnert er sie an ein Alpaka. Jessica muss unwillkürlich lachen. Boy lacht mit.

Gwynn erhebt sich, als ein Wasserkessel pfeift. Sie geht durch einen Steinbogen in die angrenzende Küche, aus der man sie reden hört: „Ihr werdet staunen, was ich hier habe. Bin schon auf eure Gesichter

gespannt.“ Wasser plätschert in eine Kanne. „Boy, komm her und verteil schon mal das Geschirr.“

Der Junge klettert gelenkig aus dem engen Erker heraus, eilt in die Küche und kommt mit in schlichtem Weiß gehaltenen Tellern und Tassen wieder, die er auf die vier Plätze verteilt. Zu jedem Set legt er gespielt ordentlich ein offenbar wertvolles Messer aus Silber und einen Löffel, bevor er sich behände wieder auf seinen Stuhl schwingt und Jessica angrinst.

Gwynn bringt ein Tablett mit Teekanne, Milchkännchen, einer Schüssel voller Gebäck, Erdbeermarmelade, sowie vier kleinen Behältnissen, die eine hellbeige Creme enthalten. Sie stellt es auf dem Tisch ab.

„Sieht lecker aus“, sagt Sandra. „Was ist das?“

„Nun komm aber“, sagt Gwynn, während sie Tee auf die Tassen verteilt. „Du kennst Cream Tea nicht?“

Sandra schaut ein wenig erstaunt drein und schüttelt den Kopf. „Sollte ich?“

Gwynn rollt die Augen und legt mit einer Zange jedem ein Gebäckstück auf den Teller. Mit dem letzten wedelt sie direkt vor Sandras Nase herum. „Das hier ist ein Scone. Mensch, Sandra, wir sind zwar nicht in Cornwall, aber Cream Tea kennt doch jeder. Ich hab damit sogar einen Preis gewonnen. Ich mache den besten Cream Tea der Welt.“ Sie setzt sich und nimmt ihren Scone aus der Zange, um die traditionelle Vorgehensweise beim Verspeisen zu demonstrieren. „Also: Ihr schneidet ihn auf, schmiert erst die Marmelade drauf, und dann die Creme. Sie wird Clotted Cream genannt. Manche machen es auch anders herum, die Creme unten, und oben die Marmelade. Ist eigentlich egal.“ Sie ist so beschäftigt, dass sie Sandras fortschreitende Blässe nicht mitbekommt. Auch die beiden Kinder sehen es nicht.

Jessica hat ordentlich Hunger und widmet sich voller Hingabe ihrem Scone. Sie liebt Süßes. Boy tut es ihr grinsend gleich.

Erst, als Sandra in ihrer Handtasche herumkramt, die neben ihr auf dem Boden steht, blickt Gwynn auf. Sanda fördert eine Schachtel hervor und entnimmt ihr zwei Tabletten. Das Sonnenlicht, das durch das kleine Sprossenfenster fällt, lässt Schweißperlen auf ihrer Stirn glänzen, die sie sich mit einem Papiertaschentuch abtupft.

„Ist was?“, fragt Gwynn. „Hättest du gerne ein Glas Wasser?“

Nun blickt auch Jessica ihre Mama an. Besorgnis macht sich auf ihrem Gesicht breit.

„Wasser, ja bitte“, flüstert Sandra, und Gwynn eilt in die Küche.

Jessica legt ihrer Mama eine Hand aufs Knie, während Sandra bemüht ist, ihre Tochter nicht anschauen zu müssen. Als der Griff fester wird, kann sie es nicht mehr ignorieren. „Alles gut, meine Kleine“, versichert sie mit schwacher Stimme und betatscht Jessicas Hand.

Gwynn stellt ein großes Glas Wasser vor Sandra ab. „Was sind das für Pillen?“, will sie wissen.

Sandra spürt, dass sie ihrer Freundin nichts vormachen kann. Sicher hat sie die Packung bereits analysiert, auch, wenn sie in Deutsch beschriftet ist. Sie wirft die Medikamente ein, murmelt: „Enzyme“, und spült sie mit mehreren großen Schlucken runter.

„Aha.“ Gwynn hat genug Feingefühl, um nicht weiter nachzuhaken. „Na dann mal ran an den Cream Tea. Wie gesagt, damit hab ich den ersten Preis gewonnen. Vielleicht schmeckt ihr ja den Honig aus den Scones heraus.“

Als die Tafel leergeputzt ist, haben Jessica und Boy sich bereits einander angenähert. Sie flüstern und kichern miteinander. Gwynn nimmt die Gelegenheit wahr. Sie knufft Boy mit dem Ellenbogen und sagt: „Zeig Jessi

doch mal dein Zimmer. Ich rufe dich, wenn ihr wieder runterkommen sollt, ja?“

Boy nickt. Mit einer ihm eigenen Geschmeidigkeit gleitet er vom Platz und zwischen Wand und Mamas Stuhl hindurch. Als auch Jessica es aus der Enge des Erkers herausgeschafft hat, nimmt er sie bei der Hand, und weg sind sie.

Gwynn rückt mit dem Stuhl ein wenig näher an den Tisch und streckt sich vor, als wolle sie Sandra ein Geheimnis verraten. „Nun erzähl!“

Sandra ist es immer noch nicht wohl, aber sie ist froh, dass ihr System nicht so rebelliert wie noch gestern in Berlin. „Was willst du wissen?“

„Alles. Was ist los mit dir? Dass es dir nicht gutgeht, sieht doch ein Blinder.“

Sandra hebt die Schultern. „Ich hab momentan eine Schwäche. Geht wieder vorbei.“

„Und die Kapseln, die du einwirfst? Enzyme?“

Sandra nimmt einen tiefen Atemzug und sagt: „Lass uns lieber von was Schöнем reden. Wir haben uns so lange nicht gesehen. Über zehn Jahre nicht.“

„Du hast recht“, erwidert Gwynn. „13 Jahre sind es, was für eine lange Zeit.“

„Irgendwie haben wir uns aus den Augen verloren, als ich die Lehre in Bristol machte. Trotz der langen Pause fühle ich aber immer noch diese herzliche Verbindung zwischen uns. Wir haben uns nie gestritten, nicht wahr?“

Gwynn nickt. „Nie, selbst nicht, wenn es um Kerls ging. Weißt du noch, wie wir in denselben Jungen verknallt waren? Wie hieß er noch gleich?“

„Vic!“

„Richtig, Vic. Mann, was haben wir den umschwärmt. Aber gewollt hat er uns beide nicht.“

„Na ja, Junge ist eine nette Umschreibung“, sagt Sandra. „Wir waren 15, und er? 30?“

„Kann hinkommen“, bestätigt Gwynn. „Dann wäre er jetzt 45. Eh zu alt für uns.“ Sie winkt ab. „Und außerdem will ich gar keinen mehr. Hab die Schnauze voll. Wenn ich nur an meinen Ex denke, diesen Vollpfosten.“

Sandra lacht. „Wollten wir nicht von was Schöнем reden?“

„Wenn du lachst, Sandra, dann muss es doch was Schönes sein. Ich hab dich – entschuldige meine Direktheit – nur selten lachen sehen. Eigentlich gar nicht. Auch damals nicht, als wir Kinder waren.“

„Da haben wir oft drunten im Bach gespielt, weißt du noch?“ Sandra beugt sich zum Sprossenfenster vor und schaut zu dem Gewässer hinüber, das ruhig und gemächlich dahinfließt. Wehmut erfasst sie. „Was bin ich so froh, wieder hier zu sein. Berlin war eine Katastrophe.“

„Warst du eigentlich schon jemals glücklich?“, fragt Gwynn vorsichtig.

Sandra legt die Hände zusammen und schaut zur Decke. Nach einer Weile antwortet sie: „Hättest du mich das gefragt, bevor ich nach Berlin ging, dann hätte ich gesagt: Nein. Heute sage ich: Ja. Es ist wohl immer eine Frage der Perspektive. Hätte ich die Zeit in Berlin nicht erlebt, dann würde ich meine Jugendzeit hier in Combe Manor nicht zu schätzen wissen. Ich bin froh, wieder hier zu sein, auch, wenn meine Großeltern immer nur an mir rumnörgelten. Vielleicht haben sie sich ja inzwischen geändert. Aber weißt du was, Gwynn? Ich habe das sogar vermisst. Das Nörgeln bedeutet im Nachhinein für mich, dass jemand für mich da ist. In Berlin war ich mutterseelenallein mit Jessica.“

„Wie hast du das denn gemacht? Das Baby, und gleichzeitig Geld verdienen?“

„Ehrlich gesagt, ich weiß es nicht. Es ist irgendwie weg, nicht mehr auf dem Schirm. Es war eine verdammt schwere Zeit.“ Sandra treten Tränen in die Augen.

Gwynn umfasst erschrocken die zitterigen Hände ihrer Freundin, die gefaltet auf dem Tisch liegen. „Entschuldige, ich wollte das nicht.“ Sandra nickt und wischt sich mit der Schulter die Tränen weg. „Jessi darf das nicht mitkriegen“, schluchzt sie.

Gwynn stiert ihr in die Augen und nickt ihr aufmunternd zu – nun mach schon, erzähl.

„Ich habe Krebs.“ Sandras Hände zittern mehr, und Gwynns Griff wird fester.

„Bauchspeicheldrüse. Deshalb die Enzyme.“

Gwynn umklammert nun entsetzt Sandras Hände.

„Laut Ärzten hab ich noch drei Monate.“ Sie beginnt, fest zu weinen.

„Das ist ja furchtbar“, sagt Gwynn gerührt. Es gelingt ihr kaum, ihre eigenen Tränen zurückzuhalten. Sie möchte stark sein, um Sandra beizustehen. Doch es ist so verdammt schwer.

„In Berlin hatte ich gestern noch einen ganz schlimmen Anfall. Aber jetzt, wo wir wieder hier sind, habe ich das Gefühl, ich könnte den Krebs besiegen. Ich fühle mich so wohl, trotz auftretender Schmerzen. Endlich wieder zuhause.“

Gwynn schnieft kurz und runzelt die Stirn. „Warum eigentlich Berlin?“

„Ich glaube, ich muss ein wenig weiter ausholen“, sagt Sandra. „Du weißt doch, dass mein Vater Berliner ist und ich dort geboren wurde, bevor er meine Mutter verließ und sie mit mir als Baby wieder zurückkam.“

„Ja, ich glaube, das hast du mir mal erzählt.“

„Ich bin von meinen Großeltern aufgezogen worden, nachdem meine Mutter mich bei ihnen allein ließ und abhaute, als ich vier war. Seitdem

hab ich sie nicht mehr gesehen. Ich weiß nicht mal, ob es sie noch gibt. Bei dem Lebenswandel, den sie hatte, ist es gut möglich, dass sie unter die Räder gekommen ist.“

Gwynn hört nur aufmerksam zu und unterbricht Sandra nicht.

„Ich bin dann nach Bristol gezogen und hab dort eine Lehre in der Gastronomie gemacht. Danach wurde ich aber nicht übernommen, und eine neue Anstellung fand ich nicht. Ich hatte mir damals eingebildet, in Berlin größere Chancen zu haben, aber dann kam alles ganz anders. Ich hab für ein paar Euro in Kneipen und Fast Food Restaurants gejobbt und bin nie so richtig in die Pötte gekommen. Und dann ist das Schlimmste passiert, das sich eine Frau vorstellen kann.“ Sandra treten wieder vermehrt Tränen ins Gesicht. Mit weinerlicher Stimme fährt sie fort: „Als ich eines frühen Morgens von der Arbeit nach Hause ging, bin ich von drei jungen Männern vergewaltigt und niedergestochen worden.“

Jetzt erst lässt Gwynn Sandras Hände los, um sie sich vors Gesicht zu reißen. „Nein“, haucht sie durch die Finger.

Sandra putzt sich kräftig die Nase und wischt erneut die Augen frei. „Ich habe nur überlebt, weil ich schnell gefunden und notoperiert wurde. Das alles ist nun schon fast zehn Jahre her.“

„Oh Gott, und Jessi...?“

„...stammt aus der Vergewaltigung. Aber ich liebe sie über alles, vielleicht auch nur, weil es mir damit einfacher fällt, den Kerlen zu verzeihen und die Geschichte aufzuarbeiten.“

Gwynn entrüstet sich. „Verzeihen? So jemand gehört ge-...“

„Seither plagen mich immer wieder gesundheitliche Probleme“, unterbricht Sandra. „Inzwischen ist Bauchspeicheldrüsenkrebs daraus geworden. Es wurde in letzter Zeit immer schlimmer, bis ich es nicht mehr aushielt. So war ich im November beim Arzt, der mir sagte, dass

ich nicht mehr lange zu leben habe. Nun bin ich wieder hier und möchte Jessi zu meinen Großeltern bringen. Ich hoffe, sie sind noch rüstig genug, um sich um sie zu kümmern.“

Gwynn zieht hörbar die Nase hoch. Als Sandra ihr ein Taschentuch reicht, nimmt sie es gerne an. „Sandra-Schatz, das ist ja alles so entsetzlich,“ murmelt sie.

„Gestern hatte ich den bisher schlimmsten Anfall. Mir wird ganz plötzlich übel, es entsteht Druck im Oberbauch, als ob ich einen riesigen Stein drin hätte, ich würgen bittere Galle hoch und bekomme hohes Fieber, manchmal all das auf einmal. Auf dem Flug nach Bristol hatte ich minütlich mit neuen Anfällen gerechnet, aber sie blieben erstaunlicherweise aus. Auf der Fahrt hierher ging es mir dann noch besser, und seit wir hier in Combe Manor sind, habe ich sogar das Gefühl, ich könnte echt wieder gesund werden. Ich bin so froh, hier zu sein. Und dann das Treffen mit dir – Wahnsinn!“ Sandra lässt ihren Tränen freien Lauf, diesmal eher aus einer wohligen Erleichterung heraus. Sie erhebt sich und fällt Gwynneth um den Hals. Sie drückt sie fest an sich, und dann noch fester. „Ach Gwynn, meine beste Freundin. Wie schön, dass du auch wieder hier bist. Das tut so gut.“

Gwynneth wurstelt sich umständlich vom Stuhl hoch, damit sie sich besser umarmen können. Dann sagt sie: „Ich war ja auch in Bristol und sogar verheiratet. Aber das war eine Katastrophe. Boy ist das einzige, was mir Schönes geblieben ist aus dieser Ehe. Seither hab ich ein Problem mit Männern, weißt du?“

Sie weinen beide, doch aus dem Weinen wird ein Lachen. Sie fassen sich bei den Schultern und schauen sich in die nassen und geröteten Gesichter.

„Ich habe ein so gutes Gefühl bei dem Gedanken, dass du den Krebs besiegen wirst“, sagt Gwynn lächelnd.

„Du hast Krebs?“

Ihre Köpfe fliegen herum. Gwynn und Sandra haben ihre Kinder gar nicht kommen gehört. Doch nun schauen sie beide in das von Entsetzen gezeichnete Gesicht von Jessica.

„Nein-nein, das hast du falsch verstanden“, beteuert Gwynn. „Es ist alles okay, nicht wahr, Sandra?“

„Ich kann nicht mehr lügen“, antwortet Sandra. „Ich habe Jessica schon zu viel vorgemacht. Ich kann jetzt einfach nicht mehr schwindeln.“ Sie streichelt Jessica über die Wange. „Ja, ich habe Krebs und weiß das seit November. Jetzt weißt du es auch, Schatz. Aber du hast ja Gwynn gehört: Ich werde ihn besiegen. Hilfst du mir dabei?“

„Deshalb sind wir nun in England, ja? Nur, weil du Krebs hast. Du hast mich die ganze Zeit belogen.“ Die letzte Silbe schwingt noch in der Luft, als Jessica versteht, warum ihre Mom sie beschwindelt hat: Nur aus Liebe zu ihr. Es tut ihr auf einmal unendlich leid, was sie gerade gesagt hat. Schnell wie eine Schnappfalle, umschlingt sie Sandras Taille, wie sie es so oft zu tun pflegt, und drückt sich an sie. „Mama, ich helfe dir! Ja, du schaffst das.“

Sandra nickt lächelnd. „Wir müssen jetzt gehen. Zu Oma und Opa.“

„Darf Jessi wiederkommen?“, fragt Boy. Es ist der erste Satz, den er sagt, seit sie hier sind.

„Natürlich“, antworten Gwynn und Sandra wie aus einem Munde. „Also dann, bis später. Gwynn muss bestimmt auch gleich zur Arbeit. Wohin eigentlich?“

Sie schaut auf ihre Armbanduhr. O Gott, ist es schon so spät? Ich muss jetzt rüber zum Golfhotel. Mädchen für alles. Vom Zimmermachen bis zur Bar ist alles drin. Aber die Kohle stimmt. Das ist die Hauptsache. Optimal ist es nicht, weil Boy den ganzen Abend alleine ist und nur am

Computer rumhängt, aber was will ich machen? Es kommen auch wieder bessere Zeiten.“

Es findet eine umfangreiche Umarmung statt, und zum Abschluss heben Sandra und Jessi die Hände. „Bis die Tage. Bye.“

3. Kapitel – Bei den Großeltern

Combe Manor ist ein kleiner Ort mit nur wenigen Hundert Einwohnern. Er wird vor allem geprägt von einer schmalen Hauptstraße, die von der Brücke aus leicht ansteigt und beidseitig von kleinen beige Sandsteinhäusern gesäumt wird. In der Sonne wirken sie, als ob sie leuchten. Jessicas Augen verlieben sich gerade in das Bild, das sich ihr bietet. „Das ist ein sehr schönes Dorf“, sprudelt es aus ihr heraus. Kindliche Freude steht ihr ins Gesicht geschrieben.

Sie brauchen nicht weit zu gehen, denn Sandras Elternhaus, das eigentlich nie ihr Elternhaus war, ist nur 50 Meter von der Brücke entfernt. Nach wenigen Minuten stehen sie bereits davor, stellen ihr Gepäck ab, und Sandra zeigt mit dem Finger drauf. „Das ist es. Da wohnen deine Urgroßeltern.“

Jessica fasst Sandra am Rock und zieht daran, während sie auf ein gusseisernes Gebilde über der Haustür deutet. Die Figur zeigt ein liegendes Einhorn. An der Wand gibt ein Schild in Form eines Wappens Auskunft über den Namen des Hauses. „Mama, schau doch. Das Haus heißt Unicorn Lodge. Weißt du, dass ich nachts ab und zu mit einem

Einhorn wegfliege? Das ist so schön. Und da wohnen wir nun?“ Das Mädchen fühlt sich gerade wie im Märchen.

„Ja“, antwortet Sandra mit einem befreienden Seufzer. „Ja, da werden wir wohnen.“

„Was bedeutet denn ‚Lodge‘?“

Noch bevor Sandra erklären kann, dass damit ein kleines Haus gemeint ist, wackelt eine Gardine an dem nur kniehoch über der Straße gelegenen Fenster neben der Tür. Schemenhaft ist dahinter das Gesicht eines älteren Mannes zu erkennen. Es verschwindet wieder. Kurz darauf wird zaghaft die schwere hölzerne Haustür geöffnet. Der ältere Herr zeigt sich. Es ist Brian Pearson, Sandras Opa. Verwundert schiebt er seine buschigen, dunklen Augenbrauen hoch. „Sandra? Bist du das?“, fragt er. Dabei bewegt er sich nicht von der Stelle. An der Haustür harrt er der Dinge, die da kommen mögen.

„Ja, ich bin das, Opa. Wie geht es dir?“

Ohne auf die Frage einzugehen, deutet er mit seinem klobigen Zeigefinger auf Jessica. „Und wer ist das?“

Sandra dreht sich zu dem Mädchen um, winkt es herbei und legt ihr, als sie neben ihr steht, voller Stolz eine Hand auf die Schulter. „Das ist Jessica, deine Urenkelin.“

„So-so, Urenkelin.“ Endlich macht er einen Schritt zur Seite und sagt, begleitet von einer eindeutigen, wenn auch nur flüchtigen Handbewegung: „Nun kommt schon rein.“

Die beiden schnappen sich ihr spärliches Gepäck und drängen sich an Brians ausgeprägtem Leibumfang vorbei in einen engen, dunklen Flur. Unschlüssig, was sie den Taschen machen sollen, wartet Sandra auf weitere Anweisungen. Endlich wird die Tür geschlossen. Das sorgt für eine gewisse Dunkelheit, an die sich die Augen erst gewöhnen müssen.

„Geht weiter“, sagt Brian und bedient sich dabei einer Geste, als wolle er ein paar Gänse vor sich hertreiben. „Du kennst dich ja hier aus, auch wenn’s lange her ist...“

Sie gehen durch den Flur in den hinteren Teil des Hauses, wo rechts eine nach Bohnerwachs riechende steile Treppe unters Dach führt und sich links zwei Zimmer befinden. Das Fenster zur Straße gehört zur Küche. Dahinter liegt ein kleines Wohnzimmer. Eine große gläserne Terrassentür gestattet einen Blick auf den kleinen, auch zu dieser Jahreszeit üppig bewachsenen Garten. Selbst der Turm der mittelalterlichen Kirche ist von hier aus zu sehen.

„Geht ins Wohnzimmer“, befiehlt Brian. „Das Gepäck stellt ihr am besten unter die Treppe, damit man nicht drüber stolpert.“

Während die beiden wie geheißen ihre Sachen verstauen, fragt Sandra: „Ist Oma auch da?“

Brian geht derweil ins Wohnzimmer und setzt sich auf eine alte, aber gut erhaltene dunkelbraune Ledercouch. Er nimmt eine Zeitung vom Tisch und antwortet. „Sie schläft.“ Dann schiebt er seine Brille auf die Nasenspitze und schaut über deren Rand zu, wie Sandra und Jessica sich müde in die ebenso alten, gepflegten Sessel fallen lassen. „Was wollt ihr eigentlich hier?“

Sandra beugt sich vor und legt die Fingerspitzen aneinander. Sie wagt den Versuch einer Erklärung, als Schritte auf der knarrenden Treppe zu vernehmen sind, die sich vorsichtig nach unten bewegen. Sie werden vom Klacken eines Stocks begleitet. Als die letzte Stufe genommen ist, erscheint Oma Karen im Türrahmen. Sandra erschrickt. Sie hat sie zuletzt gesehen, als sie nach Berlin ging, und seither ist sie um Jahrzehnte gealtert. Dabei ist sie erst 70, sieht aber 20 Jahre älter aus als ihr Mann mit 73. Es ist ihr anzusehen, dass auch sie einmal eine ausgeprägte Leibesfülle hatte.

Jetzt aber wirkt sie ausgezehrt. Nur das schlohweiße Haar, kurz und ordentlich frisiert, scheint vom Kräfteverfall verschont geblieben zu sein. Sandra erhebt sich und geht auf Karen zu. Sie erfasst deren freie Hand und führt sie für einen Kuss an den Mund. „Guten Tag, Oma.“

Die Frau zieht ihre Hand weg. „Schön, dass man dich auch wieder mal sieht.“ Auf schwachen Beinen bahnt sie sich ihren Weg zum Sofa und setzt sich neben Brian, der die Zeitung inzwischen aufgenommen hat. Sandra sieht von ihm nur die Finger. Der Rest der fülligen Gestalt ist hinter bedrucktem Papier verschwunden.

„Oma, es tut mir leid“, beteuert Sandra und setzt sich wieder hin. „Ich weiß, ich hätte mich mal melden sollen. Aber ich konnte nichts dafür, das musst du mir glauben.“

„Telefonieren kann man immer mal. Wenigstens einmal in zehn Jahren hätte doch drin sein müssen, selbst für dich. Hast du eine Ahnung, was wir uns für Sorgen gemacht haben?“ Karens Stimme klingt zittrig und schwach. Sandra kann nicht einordnen, ob es ihre Gebrechlichkeit ist, oder ob sie dem Weinen nahe ist.

Jessica weiß nicht, wie sie sich verhalten soll. Ihr ist schrecklich zumute. Am liebsten würde sie aus dem Haus flüchten und zu Gwynn laufen. Aber Gwynn ist ja zur Arbeit gegangen. Sie reißt sich zusammen und schaut zur Decke, die mit einem Blümchenmuster tapeziert ist. Sie beginnt, die Blüten zu zählen und lenkt sich so von dem Gespräch ab. Ein Einhorn-Lodge hat sie sich jedenfalls ganz anders vorgestellt. Ob Uroma in Wirklichkeit eine Hexe ist? Fast scheint es so.

„Oma!“ Nun weint auch Sandra. Sie macht Anstalten, sich zu erheben und zu Karen zu gehen.

Die aber vereitelt das Vorhaben schon im Entstehen. „Bleib sitzen.“ Für diese beiden Worte muss Karen all ihre Kraft aufgewendet haben. Sie

klingen herrisch und befehlerisch, ohne die Spur von Schwäche, und Sandra gehorcht erschrocken. ‚Ob sie nur die Schwache spielt?‘, schießt es ihr durch den Kopf. Aber dann verliert die Stimme wieder an Kraft und klingt zittrig und leise. ‚Wie ich sehe, hast du Gepäck dabei. Willst du nun in England bleiben?‘

‚In England – irgendwo in England, aber bitte nicht hier bei uns.‘ So hört es sich an.

Brian lässt erwartungsvoll die Zeitung sinken und schaut gespannt über den Rand seiner Brille.

Eigentlich wollte Sandra von ihrer Krankheit erzählen, davon, dass sie bald sterben wird, was ihr nun wahrhaftig wieder möglich erscheint, und davon, dass sich jemand ihrer lieben Kleinen annehmen muss, wenn sie nicht mehr ist, aber angesichts dieses kühlen Empfangs und der kraftlosen Oma gelingt es ihr nicht, den Einstieg dafür zu finden. Sandra druckst herum, schüttelt den Kopf, und dann nickt sie. ‚Ja, irgendwie schon. Wir sind heute erst angekommen und haben uns gleich auf den Weg zu euch gemacht.‘

‚Immerhin hast du uns nicht ganz vergessen‘, sagt Brian, der bereits wieder in die Zeitung vertieft ist.

‚Und was willst du hier?‘, fragt Karen. Beide Hände ruhen auf dem Stock, der quer über ihrem Schoß liegt, während sie schwer atmend auf eine Antwort wartet.

‚Wir haben kein Zuhause‘, gibt Sandra zu Bedenken. ‚Ich dachte, ihr hättet - vielleicht – mein altes Zimmer – oben unterm Dach...‘

Karen nimmt noch einmal einen tiefen Atemzug. ‚Dein altes Zimmer ist voller Gerümpel.‘

Sandra glaubt, ein Signal der Annäherung zu spüren und antwortet: ‚Das macht nichts, Oma. Wirklich. Ist denn mein Bett noch drin?‘

Nun mischt sich Brian wieder ein. „Du hast vielleicht Nerven“, sagt er, ohne die Zeitung herab zu nehmen. Es klingt eher so, als hätte er es mehr zu sich selbst gesagt, als zu Sandra.

„Wie stellst du dir das denn vor?“, fragt Karen. „Wie lange willst du denn bleiben?“

Sandra spielt mit einer ihrer matten Strähnen, die kraftlos auf die Schulter fallen. Sie spürt, welche Ablehnung in der Frage mitschwingt. Urplötzlich wird ihr Gesicht aschfahl und sie hält sich den Oberbauch. „Mir wird schlecht“, stöhnt sie.

Jessica springt auf, kniet sich neben Sandras Sessel, streichelt ihr Bein. „Mama“, ruft sie erschrocken und angstvoll zugleich.

„Nun tu doch nicht so“, krächzt Karen. „Mich kannst du nicht für dumm verkaufen. Das hat deine Mutter lange genug versucht. Genauso ein Flittchen wie du, das auch schon seit einer Ewigkeit verschwunden ist.“

Sandras fahles Gesicht wird knallrot, und ihre Backen blähen sich auf. Sie drückt sich aus dem Sessel hoch, zeigt auf ihre zusammengepressten Lippen – ich muss mich übergeben – und eilt zur Toilette, so schnell es ihr Zustand zulässt. Die Tür wird zugeschmissen, und dann ist zu hören, was Jessica schon so oft miterleben musste.

Mehr auch unter <https://im-strudel-des-schicksals.de>